



WALTER M. WEISS

Das Erbe der Götter
Ägyptische
Ambivalenzen

Picus Reportagen

Ägypten sei reicher an Wundern als jedes andere Land, schwärmte schon Herodot. Sein Urteil ist heute gültiger denn je. Auf dem fruchtbaren Boden der schmalen Strom-Oase sind im Anschluss an die pharaonische auch eine hellenistische, eine christliche und eine islamische Hochkultur gediehen. Sie alle haben nicht nur grandiose Kunstschatze hinterlassen, sondern auch die hier lebenden Menschen geprägt, deren besondere Friedsamkeit, Frömmigkeit und Courtoisie bei jedem empfindsamen Gast aus Europa bis heute zu den bleibendsten Reiseindrücken zählen.

Dieses so liebenswürdige Wesen von Land und Leuten – dem Gewalt, wie sie verhetzte Attentäter in den vergangenen Jahren gelegentlich ausübten, im Grunde fremd ist – bildet denn auch neben all den phantastischen Kunstdenkmälern und Naturlandschaften den roten Faden für jene Entdeckungsreise, zu der dieser Reportageband einlädt. Von den heillos überfüllten modernen Stadtvierteln Kairo, zu den Tauchparadiesen am Roten Meer, in die weltabgewandten Oasen der Westlichen Wüste und natürlich zu den Pyramiden führen die verschlungenen Wege, auf denen sich Walter M. Weiss dem Phänomen Ägypten nähert.

Inhalt

Kapitale des charmanten Chaos

Kairo: erste Tuchföhlung mit dem altehrwürdigen Moloch 9

Die Mutter aller Museen

*Eine Geschichtslektion im Allerheiligsten der
altägyptischen Kultur* 19

Das (post)koloniale Kairo

*Zwischen Nasserismus und Art nouveau: vom
Tahrir-Platz nach Esbekiya* 27

Eine traute, verschwundene Welt

Erinnerungen an den Alltag von einst 32

Düfte aus 1001 Nacht

Sinnenreiche Umnebelungen in einem Parfumsalon 40

Herz und Hirn

*Vom Segen des Wissens und Glaubens: in den Moscheen
Al Azhar und Al Hussein* 44

Orte der Sammlung

*Moscheen und Museen zwischen Zitadelle, Alt-Kairo
und Dokki* 49

What country, pliss?

*Unterwegs im Basar Khan el Khalili und den
Nachbarvierteln Gamaliya und Ghuriya* 54

Einmal Donau–Nil und retour

*Eine Tour d’horizon durch die gemeinsame Geschichte von
Ägypten und Österreich* 59

Ein Leben für die Armen

*Fünfundzwanzig Jahre als Nonne unter den »Zabbalin«,
Kairos Menschen auf der Müllhalde* 69

Copyright © 2006 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: © Kurt-Michael Westermann

Druck und Verarbeitung: Remaprint, Wien

ISBN-10: 3-85452-916-3

ISBN-13: 978-3-85452-916-3

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter
www.picus.at

Wo Ramses II. regierte <i>Ein archäologisches Abenteuer im östlichen Nildelta</i>	78
Metropole im Schatten der Vergangenheit <i>Melancholie auf Alexandrinisch</i>	90
Schönheit und Macht <i>Von den Schleifen und Schlaufen der Kalligraphen zu den Verschlingungen der aktuellen Innenpolitik</i>	100
Nicht nur Omar Sharif <i>Über Geschichte und Gegenwart des ägyptischen Kinos</i> ...	107
Auf den Spuren Alexanders und Rommels <i>Entlang der Mittelmeerküste über El Alamein in die Oase Siwa</i>	114
Kreuz unter dem Halbmond <i>Zu Besuch bei den Kopten, Ägyptens großer Christengemeinde</i>	126
Grüne Eilande im braunen Sandmeer <i>Kharga – Dakhla – Farafra: entlang dem Oasenkranz in der Westlichen Wüste</i>	138
Touristenghetto und Beduinen-Reich <i>An den Gestaden des Roten Meeres: von Sharm el Sheikh nach Taba</i>	153
Massenandrang im biblischen Land <i>Zum Katharinenkloster und auf den Gipfel des gleichnamigen Berges</i>	160
Lebensader zwischen Dies- und Jenseits <i>Die klassische Niltour – von Gizeh bis Abu Simbel</i>	167

Kapitale des charmanten Chaos

Kairo: erste Tuchföhlung mit dem altehrwürdigen Moloch

Warum denn nicht mit dem Blick vom Drehrestaurant oben auf dem Gezira-Turm beginnen, an einem Winternachmittag? Da breitet sich die Stadt in ihrer ganzen Maßlosigkeit vor einem aus – eine lehmfarbene Wucherung in der Wüste, konturlos und fast ohne Grün, doch von einer Wasserader gespeist, die ihr, *Inshallah*, so Gott will, ewiges Leben garantiert. Da krabbeln Heere von Autos, Millimeter um Millimeter, über vielspurige Betonbänder durch den Häuserdschungel; verbinden als blecherne Fäden Mohandisin und Gizeh am westlichen Nilufer mit der Gezira, der Insel unter mir, und ziehen weiter durch Garden City und die Bezirke Esbekiya und Abdin, um sich schließlich tief im Osten im Minarettewald des tausendjährigen Stadtherzens zu verlieren. Am Horizont, hinter der Zitadelle, steigt der Rauch der glosenden Müllhalden an den Steilhängen der Mokkatam-Hügel empor. Am anderen Ende der Stadt, das längst keines mehr zu sein scheint, weisen die Pyramiden zwischen den Hochhäusern von Dokki und Aguza hindurch den Weg in den Sand.

Irgendwann haben meine Sinne genug vom vielfältigen Einerlei. Gewiss, die Aussicht überwältigt. Doch deprimiert sie auch. Ich bevorzuge die Tuchföhlung mit der Wirklichkeit. Al Qahira, die »Siegreiche«, lässt sich nicht aus der

Vogelperspektive verstehen, indem man die Nase an die Panoramascheibe presst.

Präsident Nasser habe, heißt es, 1961 bei der Eröffnung dieses seinerzeit weltweit höchsten Bauwerks aus Beton mehrmals erwähnt, dass es die Cheops-Pyramide um mehr als vierzig Meter überragt. Doch nun klebt vor der Aufzugtür eine laute, drängelnde Mensentraube. Die Sechs-Personen-Kabine ist hoffnungslos überfordert. Ein Notausgang über Stiegen? »Wozu?«, lächelt der Lifboy entwaffnend. In Kairo darf es nicht brennen.

Eben schien die Luft noch klar, aber schleichend beginnt der *Khamsin*, der berühmte Wüstenwind, vom Westen her schon wieder bräunliche Sandschleier heranzuwirbeln. Geregnet hat es heute, das erste Mal nach etlichen Monaten. Und das am ersten Tag meines Aufenthalts! Die Metropole schwitzt noch aus allen Poren.

Ich habe zur sanften Einstimmung erst einmal eine *Calèche* gemietet – eine jener wunderbar altmodischen Kutschen, in denen man auf federnden Skai-Sitzen, von einem schwarzen, meist leicht zerschlissenen Verdeck vor der Sonne geschützt, wie in einer Gondel durch die Gegend schaukelt. Noch in den vierziger Jahren versahen in den Straßen Kairos über achttausend solcher Gefährte ihren Dienst. Heute sind es kaum mehr als hundert. Und die Kutscher beschränken ihre Rundfahrten wegen des immer rücksichtsloseren Verkehrs in der Regel auf Insel und Corniche. Zunächst rolle ich Wände aus prachtvoll blühenden Bougainvilleen und Flamboyants entlang. Der Gezirah Sporting Club, der sich dahinter verbirgt, war zu Zeiten der Britenherrschaft die grüne En-

klave der Europäer. Hier frönten sie, strikt unter ihresgleichen, dem geliebten Polo und Cricket und dem Fünf-Uhr-Tee und ließen Pferde um die Wette laufen. Inzwischen ist das Gelände für die Allgemeinheit zugänglich. Der Eintritt kostet statt etlicher Pfund nur noch eine Hand voll Piaster. Weshalb sich die Diplomaten und der Geldadel in die Clubs von Maadi und ins Mena House am Fuß der Pyramiden zurückgezogen haben.

Auch der angrenzende Nobelbezirk Zamalek hat seine ursprüngliche Exklusivität merklich eingebüßt. Der ehemalige Gästepalast des Khediven Ismail gehört heute der Marriott-Kette und bietet, um eine Reihe von Betonbungalows und zwei moderne Bettentürme erweitert, über zweitausend zwar betuchten, aber in der Regel bürgerlichen Besuchern Platz. Auch sonst haben sich zwischen die vornehmen Villen vielerorts schnöde Hochhäuser gezwängt. Und mancherorts zerbröckeln hier ebenfalls die Gehsteige, blättern Fassaden, rauscht der Stoßverkehr auf Stelzenstraßen über die Köpfe der Passanten hinweg. Dennoch zählt Zamalek nach wie vor zu den ersten Wohn- und Büroadressen der Stadt. Hier gibt es Boutiquen und Gourmetrestaurants im europäischen Stil, Privatschulen, Internet-Cafés, ein funktionierendes Kanalsystem, zudem zahlreiche Gärten, kaum Bettler, viel Polizei und, vor allem, relative Stille. Zumindest für gewöhnlich.

Auf dem Weg zur Brücke des 6. Oktober, auf der ich hinüber nach Bulaq wollte, ist meine Kutsche in einen veritablen Stau geraten. Das Regenwasser hat den Sand und Staub auf der Fahrbahn in einen Schlammfilm verwandelt. Und der Verkehr scheint darauf ausgeglichen. Stillstand. Stoß-

stange an Stoßstange. Verbeulter Kotflügel an verbeultem Kotflügel. Geschimpfe, hysterisches Gehupe. Einige Gefährte stehen quer. Der Kampf um den imaginären Vorrang ist in vollem Gange. Die Ägypter sind von grenzenlosem Gleichmut und von solcher Höflichkeit, dass sie dem Gast in ihren vier Wänden, wenn er einem Schmuckstück, einem Möbel beiläufig Bewunderung zollt, dieses am liebsten sofort schenken würden. Nie werden sie ihn im Gespräch merken lassen, sollte er sie, unwissentlich, beleidigt haben. Doch hinter dem Lenkrad ist alle Courtoisie beim Teufel. Der Grund? Ich habe da meine Theorie: Möglicherweise handelt es sich um atavistische Reflexe aus jener schwarzen Epoche des Mittleren Reiches, als das asiatische Volk der Hyksos das Land mit seinen Streitwägen überrollte und die friedlichen Fellachen diesem neuartigen Kampfgerät nichts entgegenzusetzen wussten.

Irgendwann drückt unmittelbar hinter mir ein wild gewordener Fahrer seine Hupe. Mein Kutscher blickt missgestimmt in seinen mit bunten Christbaumlämpchen und einer *Chamsa*, der glückverheißenden »Hand der Fatima«, verzierten Rückspiegel. Dabei hebt er die rechte Hand und presst Daumen, Zeige- und Mittelfinger aneinander. »Schwajje«, deuten die Kairiner mit diesem Zeichen. »Schwajje«. Nur schön langsam. Keine Hast. Unser Leben ist kurz. Angesichts der vielen tausend Jahre, die hinter und vielleicht noch vor uns liegen. Wie wichtig ist deine Zeit? Die Pyramiden wurden gebaut und hohe Häuser mit zwanzig und mehr Stockwerken. Ganze Stadtviertel werden emsig aufgetürmt, während daneben alte – einem großen, unergründbaren Bauplan folgend –

wieder zerfallen. Also. »Schwajje«, mein Freund. »Schwajje.«

Mein Geduldsfaden ist leider dennoch am reißen. Murrend, weil zu müde zum Feilschen, begleiche ich den Fahrpreis, der selbstverständlich den anfangs vereinbarten bei weitem übersteigt. Dann überhole ich zu Fuß die heillose Kolonne. Trotz der dichten, blauen Benzindünste und fetten, schwarzen Dieselschwaden erreiche ich vor allen anderen das östliche Nilufer.

Abends im Hotelzimmer befallen mich Erschöpfung und Euphorie – ein merkwürdiger Gefühlsmix, den ich nur allzu gut von vergangenen Ankunftstagen kenne. Der Krach, der Dreck, die Menschenmassen, der Höllenverkehr: Das Monstrum Kairo pflegt jeden Ankömmling erst einmal zu erschlagen. Der reglementgewohnte Europäer benötigt für das Chaos einerseits ein wenig Anpassungszeit. Andererseits fühle ich mich hier stets schon nach wenigen Stunden vom allgegenwärtigen Frohsinn infiziert. Da mag im Basar noch so heftig gefeilscht, im Stoßverkehr noch so rücksichtslos gedrängt und am Straßenrand noch so inständig um *Bakschisch* gebeten werden – fast jeder zwischenmenschliche Kontakt ist in dieser Stadt, wie im gesamten Land, von einem Lächeln oder zumindest schelmischem Augenzwinkern, einer Geste des Willkommens, begleitet – alles Beweise, wie immun die heitere Seele der Ägypter gegen alle äußeren Anfechtungen immer noch ist. Nicht auszudenken, in welchem Ozean aus Trübsinn wir Abendländer zu Hause unter ähnlich miserablen Lebensumständen versinken würden.

Es gehört seit vielen Jahren zu den vermeintlichen Pflichtübungen jedes ausländischen Bericht-

erstattet, das Apokalyptische an diesem Stadtkoloss zu beschwören. Auf seine sechzehn (siebzehn? achtzehn? neunzehn?) Millionen Bewohner und die zwei Millionen Tagespendler warte, so wird gebetsmühlenartig kolportiert, unweigerlich der kommunale Kollaps. Gewiss, es gilt nichts zu beschönigen: Die Armut und die Wohnungsnot, der Lärm und der Smog, das Müllproblem, der Zerfall der historischen Bausubstanz im Stadtkern und der Wildwuchs der Elendshütten an der Peripherie haben ein für Gäste aus dem reichen Westen unvorstellbares Ausmaß erreicht. In den Slums von Schubra, Bulaq oder Bab asch Scharia etwa hausen bis zu hundertfünfzigtausend Menschen auf einem Quadratkilometer – fünfzigmal mehr als im Durchschnitt mitteleuropäischer Metropolen. Und die Voraussagen der Demographen klingen in der Tat nicht gerade ermutigend: Der Großraum Kairo werde, erwarten sie, innerhalb der nächsten Generation an die fünfundsiebenzig Millionen Menschen – und ganz Ägypten statt der heute knapp achtzig (die vor zwanzig Jahren gerade erst sechzig waren) an die hundertzehn Millionen – zählen. Dennoch: Es wird nicht alles schlimmer, nur weil »immer schon alles schlimmer wurde«.

Wer zum Beispiel hat im Ausland registriert, dass die Hauptstadt kurz vor der Jahrtausendwende mit britischer und amerikanischer Hilfe um rund eineinhalb Milliarden Euro ein neues Kanal- und Abwasserklärsystem – übrigens das weltweit größte Projekt dieser Art – erhalten hat? Wer, dass es dank neuer Telefonleitungen und Wähllämter und eines GSM-Netzes längst nicht mehr, wie noch in den Achtzigern, nötig ist, nach Zypern zu flie-

gen, um ein Ferngespräch zu tätigen? Oder wer, dass Kairos Metro-Netz zwanzig Jahre nach Eröffnung der ersten Linie, mittlerweile ein effizientes Schienennetz von über sechzig Kilometern umfasst und eine dritte Linie, jene von Imbaba quer durch die City bis hinaus zum Airport in Heliopolis, in Planung ist? Nicht einmal die Kairiner selbst wurden seinerzeit offiziell darüber informiert, dass sie seit 1997 schon nur noch unverbleites Benzin tanken (die Behörden befürchteten nämlich, sie würden künftig dem Ersatzstoff die Schuld an den häufigen Motorschäden ihrer in der Mehrzahl antiquarischen Autos geben). Und wer aus früheren Zeiten die triste Urbanwüste am Südrand der fatimidischen Altstadt kennt, traut dort neuerdings seinen Augen nicht: Wo einst eine Ödfläche aus Sand, Schutt und Müll gähnte, wurde 2004 ein dreißig Hektar großer Park eröffnet – eine dringend benötigte grüne Lunge, die sich der »Aga Khan Trust« als Hauptinitiator dreißig Millionen US-Dollar kosten ließ.

Analphabetismus ist zwar nach wie vor so weit verbreitet, dass es die Organisatoren auch der jüngsten Parlamentswahl im Herbst 2005 wieder für nötig erachteten, den Parteien Symbole wie Kamel und Halbmond (für die Kandidaten der Staatspartei), Schwert und Pistole (für die Islamisten) oder einen Oldtimer (für die Monarchisten) zuzuteilen, die auf den Stimmzetteln neben den Namen prangten. Doch immerhin ist die Zahl der Leseunkundigen innerhalb eines Jahrzehnts landesweit von über fünfzig auf zweiundvierzig Prozent gesunken. Die Landflucht scheint dank so mancher Verbesserung der Infrastruktur in den lange vernachlässigten Dörfern einigermaßen ein-

gedämmt: Heute leben siebenundfünfzig Prozent aller Ägypter auf dem Land – ein Prozent mehr als vor fünfundzwanzig Jahren.

Doch das Wichtigste: Die Statistiken der jüngsten Vergangenheit verzeichnen eine Trendumkehr bei der Bevölkerungsentwicklung. Seit Mitte der achtziger Jahre senden Fernsehen und Radio in groß angelegten Kampagnen regelmäßig Werbespots zum Thema Familienplanung. Parallel wurde ein enges Netz gut ausgestatteter Kliniken aufgebaut, die nach ärztlicher Beratung gratis Kontrazeptiva abgeben. Auch die islamische Geistlichkeit hat ihren früheren Widerstand längst aufgegeben und befürwortet grundsätzlich Geburtenkontrolle. Das Ergebnis solch kollektiver Aufklärungsarbeit: Noch vor einer Generation verwendete nur jede vierte verheiratete Ägypterin Verhütungsmittel, heute tut dies bereit jede zweite. Das Bevölkerungswachstum betrug 1986 noch zwei Komma acht Prozent. 2005 liegt es bei »nur mehr« eins Komma acht.

Am nächsten Morgen scheint wieder uneingeschränkt die Sonne. Ich bin früh unterwegs, genieße die Beschaulichkeit, die Kairo – zumindest hier an der Corniche von Garden City – zu dieser Tageszeit noch verströmt. Als hätte es keinen Regen, keinen Schlamm gegeben, kämpfen die Geschäftsleute, den Besen in der Hand, bereits wieder ihren alltäglichen Kampf gegen den Staub; kehren ihn vom eigenen Laden auf das Trottoir des Nachbarn oder auf die Straße, von wo ihn die vorbeifahrenden Autos wieder zurückwehen. Die Szenerie hat sich in den zwanzig Jahren seit meinem ersten Kairo-Aufenthalt kaum verändert. Voll beladene Feluken gleiten, die erste Brise nutzend,

mit geblähten Segeln vorbei. Vor den gläsernen Schwingtüren der Luxushotels beziehen die Taxifahrer und Fremdenführer Position, während unter den Nilbrücken die Obdachlosen aus ihren Lumpenzelten kriechen und sich über einem Feuer aus Pappe und Eseldung ihren Frühstücksbrei kochen. Vor den Hauseingängen spielen die Portiere, diese unverzichtbaren Wegweiser durch das Dickicht von Unter- und Nebenmietverhältnissen, ihre morgendlichen Partien Tricktrack. Und die Parkwächter in ihren pyjamaähnlichen *Galabiyas* beginnen mit dem Verschlichten der ihnen anvertrauten Autos und freuen sich über den ersten *Bakshisch*. Nur nach den Kamelen, die seinerzeit noch mit roten Stempeln – Todesmalen – auf ihren Höckern hordenweise über die Tahrir-Brücke zu trotten pflegten, halte ich vergeblich Ausschau. Die Behörden haben in der Zwischenzeit, so erfahre ich später, sowohl den großen Kamelmarkt von Imbaba als auch den Schlachthof an die Stadtperipherie verlegt.

In den von mächtigen Banyanbäumen bestandenen Seitenstraßen passiere ich immer wieder Holzhüttchen, in denen junge Soldaten, die MGs vor sich auf Sandsäcke gestützt, gelangweilt und gespannt zugleich Wache schieben. In etlichen der hoheitsvollen Villen von Garden City haben sich ausländische Botschaften einquartiert. Die mit Abstand größte betreiben die Vereinigten Staaten. Sie beschäftigen, munkelt man, fast dreitausend Mitarbeiter. Seit Anwar as-Sadat 1979 in Camp David den Friedensvertrag mit Israel unterzeichnete, hat Ägypten von den USA über zwanzig Milliarden Dollar Zuschüsse erhalten. Dazu kommen jährlich 1,2 Milliarden Militärhilfe. An keinen anderen

Staat der Welt, mit Ausnahme Israels, überweist Washington regelmäßig höhere Geldsummen. Doch würden sich die großen Staatskanzleien der Welt um das Land am Nil genauso kümmern, gäbe es nicht seinen jüdischen Nachbarn und den Suezkanal?

Die Mutter aller Museen

Eine Geschichtslektion im Allerheiligsten der altägyptischen Kultur

Wohl kein Neuankömmling kommt umhin, in Kairo ehestmöglich ins Ägyptische Museum zu pilgern. Denn ein Streifzug durch seine mehr als fünfzig Säle schafft schlagartig Abstand zur turbulenten, mediokren Gegenwart und schärft das Bewusstsein für die Einzigartigkeit dieses Landes. Drei Jahrtausende und einunddreißig Dynastien defilieren am sprachlosen Besucher vorbei – vom ersten Pharaon namens Narmer, der auf seiner berühmten Schieferplatte vorzeigte, wie man seine Feinde unter dem Vorwand, die kosmische Ordnung zu bewahren, reihenweise niedermetzelt, bis zu den letzten Herrschern der persischen Spätzeit. Die unzähligen Stelen, Reliefs und Sarkophage, der Schmuck, die Häuschen, Schiffsmodelle und anderen Opfergaben und vor allem die Götterstatuen in Menschen- und Tiergestalt – all die Schakale, Löwen, Kühe, Katzen, Paviane, Krokodile, Ibisse und Falken – verursachen ehrfurchtsvolles Staunen. Gar nicht zu reden von Tutanchamuns Schätzen, die Howard Carter, der britische Archäologe, 1922 aus dessen Grabkammer im Tal der Könige zu Tage förderte und deren zeitlos moderne Form- und Farbgebung in gewisser Hinsicht alle späteren bildenden Künstler zu Epigonen degradiert. Wie fasste Carter dieses Staunen seinerzeit in Worte? »Man ist unweigerlich ergriffen von

diesem Beweis für die so humane Liebe, Überzeugungskraft und Treue, welche die Menschen vor Tausenden von Jahren für ihre Ideale aufbrachten ... Diese Werke erteilen unserem Zeitalter des Unglaubens und zynischen Materialismus eine Lektion in unerschütterlicher Gewissheit und Gottesfurcht.«

»Wenn man über das Ägyptische Museum spricht«, meint Doktor Mohammed Saleh, der lange Jahre dessen Generaldirektor war, mit sichtlichem Stolz, »sollte man sich zu Anfang klar machen, was dieses Haus von allen übrigen großen einschlägigen Sammlungen auf der Welt unterscheidet und so einzigartig macht. Wir besitzen hier zum einen die in Summe besten Skulpturen aus dem Alten, Mittleren und Neuen Reich. Beispiellos sind auch die königlichen Mumien, die Schmucksammlung aus der 12. Dynastie sowie der Bestand an Werken aus der Amarna-Zeit, also der Ära des Häretikers Echnaton und seiner Gattin Nofretete. Und als Krönung dürfen wir den fast vollständigen Schatz Tutanchamuns unser Eigen nennen, der, aus mehr als dreitausendsechshundert kostbaren Objekten bestehend, nicht nur das tägliche Leben im Palast eines Pharaos, sondern auch die Vorstellungen vom Jenseits, wie sie damals bei Königen und Priestern herrschten, eindrucksvoll dokumentiert.« Weder hinsichtlich der Quantität noch der Qualität, schwärmt Doktor Saleh, habe weltweit ein zweites Museum einen vergleichbaren Bestand an Exponaten aus pharaonischen Zeiten zu bieten.

Die Geschichte des Hauses reicht indirekt bis 1835 zurück. In jenem Jahr eröffnete die ägyptische Regierung das »Service des antiquités de

l'Égypte«, die staatliche Altertümerverwaltung. Damit verbunden war die Absicht, endlich die Grabungsarbeiten im ganzen Land zu kontrollieren. Denn bis dahin hatte jeder Ausländer, der über ein vom seinerzeitigen Thronfolger ausgestelltes Dekret verfügte (und deren gab es unzählige), an jedem beliebigen Ort graben und das Gefundene zur Gänze in sein Heimatland verfrachten dürfen. Im Auftrag der hiesigen Regierung systematisch zu sammeln, begann freilich erst der französische Ägyptologe Auguste Mariette im Jahre 1850. Er, der selbst überaus erfolgreich als Archäologe tätig war (unter anderem entdeckte er das Serapeum in Saqqara), trug jene Funde, die noch nicht den Weg nach Europa gefunden hatten, zuerst in einem Behördengebäude im Zentrum von Kairo zusammen. Wenig später wurden sie auf die Zitadelle, in einen Anbau des Thronfolgerpalastes, übersiedelt. Dort bekam sie 1855 der auf Staatsbesuch weilende Erzherzog Maximilian von Österreich zu Gesicht. Und als der sich sehr begeistert zeigte, übergab ihm der Gastgeber kurzerhand den Großteil der Exponate als Geschenk. Die Sammlung wurde nach Schloss Miramare bei Triest verschifft, dort ausgestellt und schließlich ins Wiener Kunsthistorische Museum gebracht.

Eine gewisse Wende bahnte sich 1859/60 an. In dieser Zeit entdeckte Mariette in Theben den berühmten Schmuck der Königin Ahotep, der Mutter jenes Pharaos namens Ahmose, der Mitte des 16. Jahrhunderts vor Christus endgültig die Hyksos aus dem Niltal vertrieb. Als 1869 anlässlich der Eröffnung des Suezkanals Kaiserin Eugénie, die Gemahlin Napoleons III., nach Kairo kam, verliebte sie sich in das phantastische Geschmeide

und wollte es stante pede mit nach Paris nehmen. Doch Mariette winkte ab. Der Schatz sollte in Ägypten bleiben. Der standhafte Franzose wurde befördert und durfte im Stadtteil Bulaq – genauer: im ehemaligen Stationsgebäude für jene Schiffe, die von hier nilaufwärts und Richtung Delta dampften – ein eigenes Museum einrichten. Als dieses jedoch wenige Jahre später von einem destruktiven Hochwasser heimgesucht wurde, transferierte man die Sammlung in eine Villa des Khediven Ismail nach Giza.

Mariette hatte die Regierung bis zu seinem Tod 1881 immer wieder gedrängt, der stetig wachsenden Zahl altägyptischer Kunstwerke ein würdigeres, endgültiges Zuhause in Form eines schönen, geräumigen Museums zu schaffen. Doch mussten noch über fünfzehn Jahre vergehen, bis die Behörden ein solches Projekt tatsächlich ausschrieben. Den internationalen Planungswettbewerb gewann der Architekt Marcel Dourgnon. Eröffnet wurde am 15. November 1902. Damaliger Bestand: rund fünfzigtausend Exponate. Freilich wuchs die Sammlung rapide weiter. Bereits 1904 entdeckte man in der so genannten Cachette von Karnak an die sechshundert steinerne Skulpturen und sechzehntausend Götterstatuen, deren überwiegender Teil hier im Museum landete. Es folgten diverse reichhaltige Funde aus Saqqara und Giza, 1922 dann Howard Carters Jahrhundertentdeckung im Grab Tutanchamuns, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs der umfangreiche, von Pierre Montet gehobene Schatz von Tanis, und nach der Revolution von 1952, als Nasser den Bau des Hochdamms von Assuan beschloss, die vielen Objekte aus Nubien, die dort im Zuge von Rettungs-

grabungen vor den künftigen Fluten des Stausees in Sicherheit gebracht wurden. Die Gesamtzahl an Objekten wuchs durch diese und vielerlei andere Aktivitäten immens. Die anfänglich relativ übersichtlich gestalteten gut fünfzig Schauräume des Museums wurden Schritt für Schritt erbarmungslos vollgeräumt. Wobei man allerdings zugestehen muss, dass die Antiquitäten seinerzeit zumindest noch halbwegs »atmen« konnten, denn selbst in der Hauptreisesaison zählte man damals bloß zweitausend Besucher pro Monat – knapp halb so viele wie heute an manchem Tag.

Spätestens Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre herrschten endgültig haarsträubende Verhältnisse. Damals litt das Haus an chronischem Geldmangel und dementsprechend schlimm war sein Allgemeinzustand. Die Böden bestanden aus löchrigem Zement, die Vitrinen waren schmutzig, innen nicht einmal mit Stoff ausgelegt und nur notdürftigst auf vergilbtem, brüchigen Papier beschriftet. Und die Räume waren mit Objekten so voll gestopft, dass die Besucher darüber stolperten.

Die Verbesserungen erfolgten Schritt für Schritt und sehr langsam. Erst einmal wurde, dies ist nun schon fast zwanzig Jahre her, ein neuer Boden aus Marmor eingezogen, danach das gesamte Gebäude innen frisch ausgemalt und außen getüncht. Neue Toiletten, eine Ventilation und ein halbwegs zeitgemäßes Beleuchtungssystem wurden installiert und sämtliche Schaukästen gereinigt, poliert und gestrichen. Schließlich entfernte man viele, für Laien wenig relevante Exponate aus den Haupträumen, um sie in den Seitenkammern zu verstauen.

Heute werden die Kernstücke der Sammlung als Blickfänge im Zentrum der Säle präsentiert. Schon in den Neunzigern wurde begonnen, die Objekte systematisch per Computer zu katalogisieren. Parallel stellte man einen Museumskatalog und eine CD-Rom mit den herausragendsten Exponaten her. Trainingsprogramme für Kuratoren und Guides wurden initiiert und in eigens vorgesehenen Sonderräumen immer wieder temporäre Ausstellungen organisiert, wie zum Beispiel über den vom Team des Metropolitan Museums zutage geförderten Goldschatz von Dashur oder, anlässlich der österreichischen Grabungsaktivitäten im östlichen Delta, über die Hyksos. Dazu kommen die internationalen Großausstellungen, die das Museum seit vielen Jahrzehnten immer wieder mit überwältigendem Erfolg auf allen fünf Kontinenten veranstaltet. Beispielhaft sei an jene Tournee erinnert, die den Schatz Tutanchamuns in den Sechzigern und Siebzigern nach Europa, Japan und Amerika führte, oder an die Ramses dem Großen gewidmete Schau in den USA.

Ein besonderes Schmuckstück ist die Galerie mit den königlichen Mumien. Diese hatte Präsident Anwar el-Sadat 1980 nach einem persönlichen Lokalausweis schließen lassen, weil er es als pietätlos erachtete, die größten Könige und Pharaonen gegen Entgelt derartig zur Schau zu stellen. Dreizehn Jahre später wurde der »Mumiensaal« wiedereröffnet. Freilich präsentiert man die Toten nunmehr auf eine weit würdevollere Art, nämlich in gedämpftem Licht und unter sorgsam kontrollierten klimatischen Bedingungen, die sie nachhaltig gegen Schädlinge jeglicher Art schützen. Es werden nicht nur die einbalsamierten

Leichen, sondern auch die zur Mumifizierung nötigen Geräte gezeigt, sowie die geistigen und wissenschaftlichen Voraussetzungen für diese Konservierungspraxis, die ja ebenso viel mit Chemie, Physik und Medizin wie mit Religion und Wiederauferstehung zu tun hat.

Der Prominenteste unter den ruhmreichen Toten, die da nunmehr erneut in gläsernen Särgen zu besichtigen sind, ist Ramses II. Welches Charisma dieser »König der Könige« noch dreitausendzweihundert Jahre nach seinem Tod besitzt, zeigen zwei Anekdoten, die man sich aus der Phase seiner »Restituierung« erzählt: Als man seine Mumie gegen Ende des 19. Jahrhunderts, nachdem sie in einem Grabräuberversteck in Theben-West wiederentdeckt worden war, per Schiff nach Kairo verfrachtete, säumten Abertausende Fellachen wehklagend und sich verbeugend das Nilufer und erwiesen so ihrem alten *Rais* die Reverenz. Und als man sie 1976, von Mikroben und Käferlarven halb zernagt, zur fachmännischen Instandsetzung an das Pariser Musée de l'Homme sandte, empfingen die traditionsbewussten Franzosen, wohl wissend, was sich gehört, den Pharao am Flughafen Charles de Gaulle mit Salutschüssen und allen militärischen Ehren.

Rechtzeitig zu den offiziellen Feiern zum hundertsten Geburtstag im Dezember 2004 hat man einen Teil der Kellerräume renoviert. Darin werden seither dreihundert Fundstücke, die bisher nur Fachleute sehen durften, dem Publikum gezeigt. Weitaus wichtiger aber ist das seit Jahren kolportierte Projekt, draußen am Wüstenrand bei Gizeh ein ultramodernes Museum zu bauen – ein Weltzentrum der Ägyptologie. Kürzlich wurde

dafür in der Tat der Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Vom Standpunkt der Altertumskundler und Konservatoren und auch der Tourismusmanager ist ein solcher Plan nur allzu verständlich. Das jetzige Haus ist mit seinen über hundertzwanzigtausend Objekten genauso überbevölkert wie das Land, dessen Geschichte es dokumentiert. Die Statuen treten einander auf die Füße und in den Glasvitrinen herrscht dasselbe Gedränge wie davor unter den Schaulustigen. Trotzdem hoffen wohl nicht wenige insgeheim, dass der neoklassizistische Bau so, wie ihn Dourgnon mit feinem Gespür für Lichteinfälle und Raumwirkungen vor nunmehr hundert Jahren geschaffen hat, noch eine Zeit lang erhalten bleibt. Denn die altehrwürdige »Mutter aller Museen« verströmt eine Weisheit, die vermutlich durch keine noch so moderne Ausstellungstechnik zu ersetzen ist.

Das (post)koloniale Kairo

Zwischen Nasserismus und Art nouveau: vom Tahrir-Platz nach Esbekiya

Midan al Tahrir, der »Platz der Befreiung«, von dem aus man das Ägyptische Museum betritt, bildet das pulsierende Herz der Neustadt. Hier haben die wichtigsten Buslinien ihre Endstation und kreuzen sich die beiden Linien der Metro. Die wichtigsten Fluggesellschaften unterhalten auf ihm ihre Stadtbüros. Das Nile Hilton, Kairos erstes, nun fast schon vierzig Jahre altes internationales Hotel, befindet sich auf diesem Platz, und die Amerikanische Universität, diese ansprechende Mischung aus kalifornischem Campus und islamischer Institution, in deren Pausenhof Zigaretten paffende Mädchen in engen Jeans wohltuend ungezwungen mit smarten Kollegen, aber auch kopftuchtragenden Kolleginnen plauschen. Und auch das Café Ali Baba ist hier zu Hause, wo Literaturnobelpreisträger Nagib Mahfouz bis vor wenigen Jahren, solange seine Gesundheit dies noch zuließ, Tag für Tag seinen kleinen Schwarzen schlürfte, in Kette seine Cleopatras schmauchte und dabei die Neuigkeiten der *al Ahram*, der halbamtlichen, größten Tageszeitung, inhalierte.

Die Südseite des Tahrir nimmt, unübersehbar in ihrem monströsen Sowjet-Schick, die legendäre Mogamma ein. In diesem Anfang der Sechziger von Nasser ersonnenen Bollwerk des ägyptischen Beamtentums sind an die zehntausend Staatsdie-

ner in über tausendvierhundert Büros damit beschäftigt, von der Ausreisegenehmigung bis zum Führerschein, von der Bestätigung eines Immobilienkaufs bis zur Geburts- oder Scheidungs- oder Todesurkunde alles auszustellen, was Bürokratenhirne für unerlässlich erachten. Fünf Ministerien sind in der »Mutter aller Ämter« mit Abteilungen vertreten. Zudem residieren hier die Kairoer Verwaltung, die Arabische Liga, das Passamt und die Sittenpolizei.

Unvergesslich jener Vormittag, den ich Anfang der achtziger Jahre bei meinem ersten Kairo-Aufenthalt in dem sechzehnstöckigen Koloss zubrachte. Damals musste sich jeder Neuankömmling noch unmittelbar nach der Ankunft polizeilich registrieren lassen. Ich hatte mich führerlos in dieses Labyrinth aus Treppen, mit Blechspinden verstellten Korridoren und mit Bretterverschlagen zerteilten Zimmern gewagt und war auf der Suche nach gottweißwelchen Formularen, Stempeln und Unterschriften stundenlang darin umhergeirrt. Was sich besonders tief ins Gedächtnis einprägte: vor dem Eingang die Berufsschreiber und die Standfotografen mit ihren archaischen Balgenkameras, und drinnen die kollektive Scheinaktivität und die alles unter sich begrabende Papierflut. Akten wurden nicht etwa in Ordnern abgelegt, sondern landeten in Lichthöfen. Ich erinnere mich an eine besonders gewaltige Halde. Sie bestand aus losen Blättern und reichte bis zum zweiten Stock.

Noch heute, in Zeiten der Deregulierung, stehen sieben der gut zwanzig Millionen in Ägypten offiziell registrierten Arbeitnehmer – darunter drei Viertel aller Uni-Absolventen – auf der Lohnliste des Staates. Ihr durchschnittliches Monatsgehalt

beträgt kaum mehr als fünfzig Euro. Dafür verbringen sie, dies behauptet eine allerdings über zehn Jahre alte Regierungsstudie, pro Tag im Durchschnitt nur siebenundzwanzig Minuten an ihren Schreibtischen.

Wandert man vom Midan al Tahrir in nordöstlicher Richtung, gelangt man nach Esbekiya. Schon im 18. Jahrhundert wohnten in diesem Bezirk, damals rund um einen großen, später trockengelegten See, die reichen Händler und Mameluken-Beys in eleganten Villen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erkor Khedive Ismail, der sich die Europäisierung des Landes auf seine Fahnen geschrieben hatte, das Gebiet zum modernen Zentrum seiner Metropole. Er ließ hier einen weitläufigen Lustgarten mit Brunnen, Cafés und Musikpavillons anlegen. Großzügige Plätze entstanden, von denen nach Pariser Vorbild strahlenförmig breite Boulevards abgingen. Und an ihnen ein Theater, ein Opernhaus, luxuriöse Kaufhäuser und Hotels, darunter das legendäre Shepheard's. Die Kaufhäuser und Hotels sind inzwischen größtenteils wieder geschlossen, die alte, hölzerne Oper ist abgebrannt, der Park längst verlottert. Andere architektonische Zeugnisse jener Phase zügelloser Verwestlichung aber sind erhalten geblieben: monumentale Wohn- und Büroblöcke, deren Fassaden und Portale in ihrem Neo-Klassizismus und Neo-Barock, ihrem Art nouveau und Art déco fast noch »europäischer« wirken als die Vorbilder in Europa. Sie säumen zu Hunderten die Straßenzüge zwischen Ramses-Bahnhof und Abdin-Palast, zwischen Midan al Tahrir und Ataba-Platz.

Ein besonders augenscheinliches Gründerzeit-Ambiente bildet der Midan Talaat Harb. Sein Na-

